

Die überflüssige Jugend ?

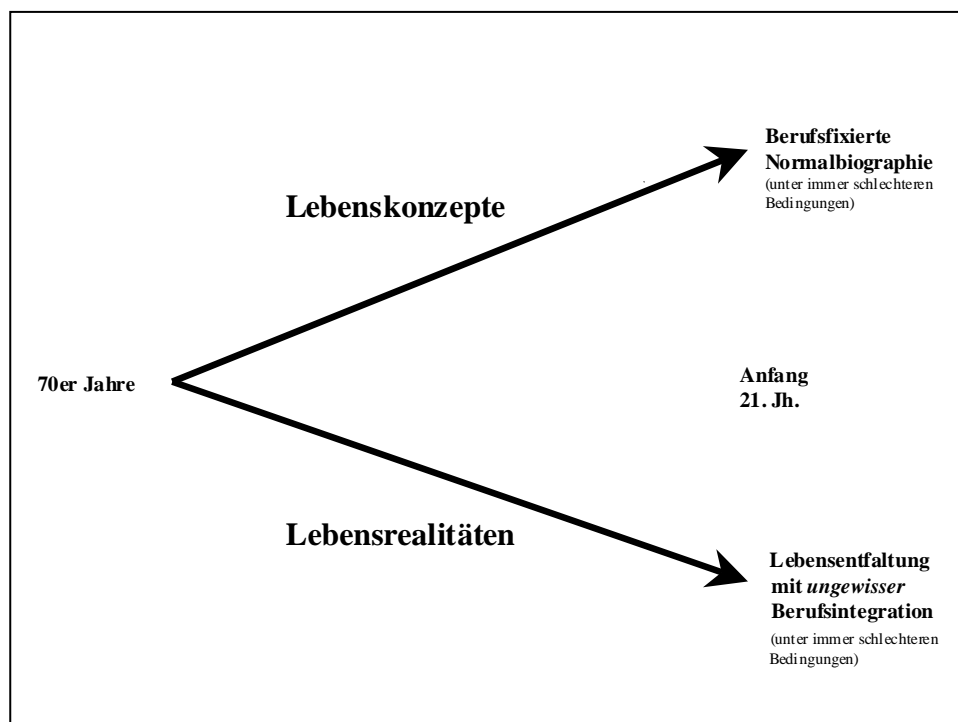
Neue Wege aus der Orientierungs- und Handlungslosigkeit

(Referat bei der Auftaktveranstaltung der Sommerakademie der Universität Lüneburg am 27.Mai 2008)

1. Aufwachsen im Spagat zwischen Lebenskonzept und Lebensrealität

In der Politik und in den Medien wird seit Jahren immer wieder das Schreckgespenst beschworen, dass es viel zu wenige junge Menschen gebe, um die Sozialversicherungssysteme und die Renten zu sichern. Auch wenn das noch so oft wiederholt wird: Mit Tatsachen hat das kaum zu tun. Sicher: in diesem Land werden so wenige Kinder geboren wie nie zu vor. Aber es sind immer noch viel zu viele, um allen die Möglichkeit zu geben, ihren Beitrag zum Erhalt der Sozialen Sicherheit zu leisten. Denn dazu müssten sie erst einmal Arbeit haben – und zwar so gut bezahlte Arbeit, dass es auch für die eigene Existenzsicherung und für Solidarleistungen zur sozialen Sicherheit reicht.

Überall, in allen Bereichen unserer Gesellschaft, wird so getan, als ob wir noch in einer Vollbeschäftigungsgesellschaft leben würden, in der jeder und jede Arbeit finden würde, der nur wolle. Tatsächlich aber ist das seit über drei Jahrzehnten schon vorbei. Seither sind junge Menschen damit konfrontiert, dass sie in einer Welt aufwachsen, in der gültige Lebenskonzepte und Lebensvorstellungen sich immer weiter von den *tatsächlichen* Lebensrealitäten entfernen. Und junge Menschen wachsen in *die* Welt hinein, die sie selbst real vorfinden – und in keine andere:



Wenn wir die Aufnahmekapazität des Arbeitsmarktes betrachten, wenn wir zumal die Chancen auf Existenz sichernde Erwerbsarbeit betrachten, dann haben wir – an diesem Angebot gemessen – eigentlich viel zu viele junge Menschen, dann haben wir längst eine überflüssige Jugend der Arbeitsgesellschaft. Und, was noch wichtiger ist: Immer mehr Jugendliche erleben ihre Situation selbst auch so und verhalten sich auch entsprechend.

Unsere Gesellschaft durchlebt seit Jahrzehnten schon das Dilemma, dass es längst nicht mehr allen jungen Menschen eine Zukunft bieten kann. Denn in unserer Gesellschaft gilt nach wie vor Erwerbsarbeit als der unverzichtbare und unersetzliche Schlüssel zu Existenzsicherung und gesellschaftlicher Teilhabe. Somit ist nicht die Erwerbsarbeit ist das Problem, sondern die *Erreichbarkeit* von Erwerbsarbeit.

Übrigens, darauf sei am Rande hingewiesen: Nicht nur am Arbeitsmarkt, sondern praktisch überall zeigt sich, dass unsere Gesellschaft sich bereits mit der gegenwärtigen Zahl nachwachsender junger Menschen völlig überfordert sieht: Egal, ob Sie sich das Angebot an Kinderkrippen oder Kindergärten ansehen oder den Zustand von Schulen oder Hochschulen oder die Berufliche Ausbildung betrachten. Überall gibt es viel zu viele Kinder für die Einrichtungen, die zur Verfügung stehen. Und in der freien Zeit werden junge Menschen fast nur noch als Konsumenten oder als Störenfriede wahrgenommen. Die Älteren unter Ihnen werden sich noch erinnern: Noch vor zwei Generationen konnten sich Kinder und Jugendliche fast überall in der Öffentlichkeit aufhalten. Ärger gab's, wenn sie was anstellten. Heute dagegen bekommen Kinder oder Jugendliche meist schon dann Ärger, wenn sie sich irgendwo mit Gleichaltrigen treffen, wo sie nicht ausdrücklich hin sollen. Und das gilt besonders schnell, wenn sie irgendwie fremd aussehen, sei es aufgrund ihrer Herkunft oder ihres Outfits.

2. Zur Wirkungskrise gesellschaftlicher Integrationsangebote

Meine letzten Ausführungen scheinen vielleicht manchen von Ihnen immer weiter vom eigentlichen Thema weg zu führen. Gerade denen möchte ich empfehlen zu versuchen, sich mal in jene jungen Menschen hineinzudenken oder hinein zu fühlen, die schon als Kinder das nachhaltige Gefühl haben, zu den Loosern zu gehören, die andere in der Schule an sich vorbei ziehen sehen, die sich mit ihrer sozialen, ethnischen oder nationalen Herkunft sowieso benachteiligt fühlen, die eigentlich nur Beachtung finden, wenn sich jemand über sie ärgert. Meine These ist, dass ganz viel von dem, was wir später als fehlende Lernfähigkeiten und Lernbereitschaften, als mangelnde Konzentrations- oder Belastungsfähigkeiten beschreiben oder als Disziplinprobleme erleben, das all dies meist im Kern nichts so sehr darstellt wie Versuche junger Menschen, aus ihrer Sicht angemessen auf ihre heutigen Risiken des Aufwachsens zu reagieren. Mit den Ergebnissen

solch einer Alltagsbewältigung haben dann vor allem diejenigen ihre tagtägliche Last, deren Job es ist, junge Menschen auf ein Leben vorzubereiten, dass es so längst nicht mehr gibt.

Ich finde es allerdings bezeichnend – und gleichzeitig skandalös – dass dieser Zusammenhang bislang so wenig gesehen und beforscht wird. Was wir erleben, sind stattdessen immer massivere Schuldzuweisungen an die Betroffenen. Nach offiziellen staatlichen Statistiken sind unter den jungen Menschen heute mindestens 30 mal so viele lebensuntüchtig und berufsunfähig wie noch vor 35 Jahren. Aber Kinder werden heute doch nicht so viel dümmer geboren als damals. Sie wurden in unserer Gesellschaft dazu gemacht. Aber sie haben damals wie heute das gleiche Recht auf die Entfaltung ihres Lebens – allerdings heute unter Bedingungen einer längst nicht mehr selbstverständlichen beruflichen Integration. Aber ihr Recht auf Entfaltung ihres Lebens und auf gesellschaftliche Teilhabe kann und darf damit nicht zur Disposition stehen. Jedenfalls nicht in einer Gesellschaft, die sich auf unveräußerliche Menschenrechte beruft. Die zentrale Herausforderung für uns ist also heute, *wie* diese Menschenrechte in unserer Gesellschaft weiter lebendig bleiben können, obwohl längst stabile und existenzsichernde berufliche Integration dafür nicht mehr das einzige Fundament liefern kann.

Gerade die Krise auf dem Arbeitsmarkt verstellt andererseits immer wieder ganz leicht den Blick darauf, dass Arbeit nie das ganze Leben ist, sondern letztlich nicht mehr und nicht weniger als das entscheidendste *Medium* zum Leben, zum menschenwürdigen Leben und zu entsprechender gesellschaftlicher Teilhabe.

Wer selbst von dem Risiko betroffen ist, möglicherweise nicht - oder nicht stabil – im Erwerbsleben Fuß zu fassen und davon eigenständig leben zu können, der oder die kann sich entsprechenden Ängsten nicht entziehen. So jemand muss zwangsläufig irgendwelche Handlungsmuster entwickeln, zumindest im Notfall auch solch eine Situation möglichst unbeschädigt zu bewältigen.

Die gesamte übrige Öffentlichkeit tut dagegen bis heute so, als ob es das beschriebene Auseinanderklaffen zwischen berufsfixierten *Lebenskonzepten* einerseits und immer ungewisserer beruflicherer Integration andererseits gar nicht gebe. Egal, ob es um Wirtschafts-, um Arbeits-, um Sozial- oder um Bildungspolitik geht: Immer heißt das zentrale Ziel, fit zu machen für den Arbeitsmarkt. Und wo sich bisherige Wege als zu wenig effektiv erweisen, da werden immer neue Konzepte und Modelle kreiert, mit denen das dann angeblich besser gelingen soll. Aber praktisch überall, ob in Schule oder beruflicher Förderung, bleibt dabei die Richtung die gleiche, die gleiche, die seit über drei Jahrzehnten nicht funktioniert: Die jungen Menschen sollen fitter gemacht werden für den Arbeitsmarkt. Jeder weiß: Das schafft keinen Arbeits- und Ausbildungsplatz mehr.

Und gleichzeitig wächst die Empörung über diejenigen, die sich solcherlei Angeboten entziehen oder ihre aktive Mitwirkung verweigern. Dabei haben solche Menschen meist

bis zum Überdruß erlebt, dass jenes „Ich weiß, was für Dich gut“ ist, immer mehr zur hohlen Floskel verkommen ist. Viele junge Menschen, die beispielsweise in berufsfördernden Maßnahmen negativ auffallen, haben oft intuitiv viel besser begriffen als die meisten anderen in ihrem Umfeld, was eine, übrigens im Auftrag der Bundesregierung vom Deutschen Jugendinstitut durchgeführte Untersuchung schon 1997 so auf den Punkt brachte: 1/3 aller benachteiligten jungen Menschen verlassen Fördermaßnahmen lebensuntüchtiger und berufsunfähiger, als sie hereingekommen sind. Und in Regionen mit extrem hoher Arbeitslosigkeit können das bis zu 2/3 sein. (Lex 1997, S.324) Und wer mit der ersten Maßnahme keinen Erfolg hatte, bei dem sinken nach der zweiten die Chancen dann noch weiter.

Trotzdem erfolgt die gesamte Förderung von Berufsintegration fast durchgängig bis heute nach dem Grundmuster des „Mehr von demselben!“ Von der Politik bis zu den Förderrichtlinien fühlen sich gleichzeitig fast alle eingeschworen auf eine Haltung, die mir gegenüber ein Interviewpartner aus einer Fördermaßnahme mal so formulierte: „Was ist, wenn das für die nicht klappt, daran mag ich eigentlich überhaupt nicht denken.“

Die folgende Karikatur bringt dieses Grundproblem – finde ich – viel besser auf den Punkt als viele weitere Worte.

(Die hier aus Copyright-Gründen nicht wiedergegebene Karikatur zeigt zwei Männer, die auf Bahngleisen vor einer Lok wegrennen – aber die Gleise nicht verlassen. Darunter steht der Ausruf, dass sie verloren seien, wenn sie nicht bald eine Weiche finden.)

3. Förderung von Lebensentfaltung unter Bedingungen ungewisser Berufsintegration

Für längst überfällig halte ich bei der Förderung beruflicher Integration einen tief greifenden Richtungswechsel, ein Suchen nach neuen Wegen jenseits eingefahrener Gleise. Was wir heute brauchen, das leistet selbst qualifiziertes „Fit machen für den Arbeitsmarkt“ nicht mehr – jedenfalls nicht alleine. Heute muss es vielmehr darum gehen, junge Menschen fit zu machen für ein Leben,

- in dem Arbeit zwar einerseits ungeschmälert *wichtig*,
- in dem aber andererseits aber die *Erreichbarkeit* von Arbeit zum zentralen Problem geworden ist.

Das heißt: fit zu machen für ein Leben in einer Zeit, in der man damit rechnen muss, dass Lebensentfaltung und Lebensbewältigung unter Bedingungen *ungewisser* und *diskontinuierlicher* Berufsintegration erfolgen müssen.

Alle staatlichen Bildungsangebote, voran die Schulen, verbinden ihre Anforderungen mit dem Versprechen, das man dort für das Leben lerne und sich entsprechende Anstrengungen später mal auszahlen würden. Aber diesem Versprechen ist das Fundament immer mehr weggebröselte. Die Schule hat das ganz oft noch nicht bemerkt. Und die Politik erst recht nicht. Aber die Schülerinnen und Schüler haben es längst bemerkt und ziehen daraus auf ihre Weise ihre Schlüsse – manche als Streber, andere als Schulvermeider, als Desinteressierte, als Unmotivierte, Belastungsunfähige usw..

Längst sind die Zeiten vorbei, in denen Erwachsene jungen Menschen klare und verlässliche Wege in Zukunft weisen können. Und vieles daran ist sicher auch gut so. Denn was waren das oft für Wege? Aber die neuartige Herausforderung, wie denn heute auf andere Weise junge Menschen in ihrer Entwicklung gefördert und unterstützt werden können, ist vielfach noch gar nicht wahrgenommen worden, in pädagogischen Handlungsfeldern nicht – und sicherlich noch viel weniger in der Politik. Was ich mit dieser neuen Herausforderung meine, möchte ich mit der Schilderung eines Erlebnisses verdeutlichen:

Vor einigen Jahren habe ich mit einer Studentengruppe ein Projekt in einer Hauptschulabschlussklasse gemacht. Und dabei schilderte die Lehrerin ihre verzweifelten Bemühungen, zwei türkische Jungen wieder zum regelmäßigen Schulbesuch zu veranlassen. Die Jungen waren eigentlich sehr gut gewesen, fehlten aber in letzter Zeit so häufig, dass das Erreichen des Schulabschlusses ernsthaft gefährdet war. Als wir die beiden dann doch einmal antrafen, sprachen wir sie darauf an: Sie erklärten: Wir haben die Chance, eine Lehrstelle zu bekommen, wenn wir bereits jetzt in der Firma, in der einer der Väter beschäftigt ist, sechs Stunden pro Tag für wenig Geld arbeiten. Und mit unserem türkischen Pass kriegen wir solch eine Chance nicht wieder. Deshalb riskieren wir dafür sogar den Schulabschluss. Obwohl wir nicht einmal wissen, ob die Firma ihr Versprechen wirklich hält.

Wer maßt sich an, diesen Jungen zu sagen, was richtig ist? Aber das Verkehrteste wäre ganz sicher, dann gar nichts zu sagen oder nur: „Das müsst ihr selber wissen!“ Diese Jugendlichen brauchen Begleitung und Unterstützung bei Ihrem Abwägen und Weiterreflektieren von Risiken und Chancen, brauchen kommunikativen Austausch und soziale Anteilnahme beim Bewältigen dieses Risikos – auch, ja, *weil* ihnen letztlich niemand diese Entscheidung abnehmen kann. Wo können sie das aber finden – statt altkluger Ratschläge oder ratlosem Schweigen?

Worum es heute entscheidend geht, das hat der französische Sozialphilosoph Andre Gorz vor 25 Jahren sehr kurz und präzise so auf den Punkt gebracht: „Weil die alte Ordnung

nicht mehr fort dauern kann und keine andere Ordnung in Sicht ist, muss Zukunft in größerem Maße erdacht werden.“ (Gorz 1983, S.11). Und das heißt vor allem, mit allen fünf Sinnen *suchen* zu lernen in einer Welt, die immer unüberschaubarer, unkalkulierbarer und risikoreicher wird. Nicht, wer angeblich ganz genau weiß, wo es für ihn oder sie langgeht, erweist sich in der heutigen Zeit als lebensstüchtig, sondern weit mehr der- oder diejenige, die Fähigkeiten entwickelt und erworben haben, ihre Zukunft möglichst fundiert und produktiv zu ersinnen, also mit allen fünf Sinnen Wege in die eigene Zukunft zu suchen - wohl wissend, dass es *den* goldenen Weg zum Heil nicht gibt, und dass es zum Suchen wesensmäßig dazugehört, etwas auszuprobieren und zu riskieren, Prioritäten mal so und mal so zu setzen, Energien mal hier und mal da zu konzentrieren, mal engagiert zu sein und sich mal Muße und Ruhe zuzugestehen. Und zum Suchen gehört auch, Bögen, Kurven und Umwege zu gehen, Wege zu probieren, die sich als Sackgassen erweisen oder wo man stecken zu bleiben oder zu versinken droht.

Wenn Erwachsene genau derartiges bei jungen Menschen erleben, dann haben sie damit tatsächlich aber meist immense Probleme – früher wie heute. Dann schlägt bei ihnen immer wieder ganz schnell jene tradierte Besserwisserhaltung durch, die unerschütterliche Gradlinigkeit und Zielstrebigkeit zu einem ihrer zentralen Werte erhoben hatte – was übrigens auch früher schon immer nur ein männliches Lebenskonzept war. Für Frauen, jedenfalls für Familienfrauen, war es schließlich immer schon selbstverständlich, von Wechselfällen des Lebens immer neu herausgefordert zu sein.

4. Förderung beruflicher Integration durch Förderung gesellschaftlicher Teilhabe

Das historisch Neue, was für das Aufwachsen für junge Menschen in unserer Gesellschaft heute zentral ist, hat der Dresdener Soziologe Lothar Böhnisch schon in den 1980ern in dem Leitbegriff der *Lebensbewältigung*, und damit in dem Ziel der *Befähigung zur Lebensbewältigung*, zusammengefasst:

Lebensbewältigung
heißt:
Handlungskompetenzen
und Entscheidungsstrategien
zur Lebensentfaltung entwickeln
unter Bedingungen der *Ungewissheit*,
des *Nicht-Wissens*.

Umgekehrt heißt das, Abschied zu nehmen von jener eben schon erwähnten tradierten Besserwisserkultur. Denn jene Zeiten sind vergangen, in denen Erwachsene, die sagten, „wo's langgehen *soll* im Leben“, auch damit fortfahren konnten zu sagen, „wo es tatsächlich - mit guter Aussicht auf Erfolg – auch wirklich langgehen *kann* im Leben“. Sich dagegen als Erwachsene in die Lebensentfaltung und Lebensbewältigung junger Menschen unterstützend einzubringen, *ohne* gleichzeitig sagen zu können, was richtig und Erfolg versprechend ist – so, wie ich das vorhin an dem Erlebnis mit den zwei türkischen Jungen geschildert habe – das ist gerade im Umgang zwischen Erwachsenen und noch nicht erwachsenen Menschen eine kolossal unterentwickelte Fähigkeit.

Gelingende Lebensbewältigung heißt für junge Menschen heute typischerweise längst nicht mehr, gradlinige und in sich stringente Erwerbsbiographien zu entfalten und sich darüber zu definieren. Inzwischen ist es längst normal, eine Lebensentfaltung unter Einschluss bruchhafter Erwerbsbiographien hinbekommen zu müssen. Das setzt zum einen ganzheitlichere als bloß berufsfixierte Lebensorientierungen voraus. Zum zweiten verlangt das aber auch die Abkehr von der als bislang selbstverständlich geltenden absoluten Priorität berufsorientierter Handlungs- und Entscheidungsprozesse. Dauerndes Abwägen und Ausloten von Prozessen in unterschiedlichen Lebensbereichen gegen- und miteinander ist ein typisches Kennzeichen dafür, ebenso das dauernde Umgehen mit dem Wissen "Ein 'richtig' gibt es nicht, so sehr ich mich vielleicht auch danach sehne" und "Wenn ich die eine Chance nutze, muss ich auch fast immer gleich andere Chancen fallen lassen."

Für eine ganzheitlichere, nicht nur auf oft höchst ungewisse bis unwahrscheinliche Erfolge am Arbeitsmarkt stierende, Jugendberufshilfe hieße das vor allem:

Anspruch muss sein:

Maßnahmen müssen sich für alle lohnen, und nicht nur für diejenigen, die danach Übergänge schaffen.

Anders ausgedrückt:

Alle Jugendlichen müssen das Gefühl haben, sie hätten für sich ganz wichtiges verpasst, wenn sie hier oder dort nicht mit gemacht hätten – und nicht nur diejenigen, die anschließend Übergänge in Arbeit oder Ausbildung schaffen.

Und solche Angebote sind bis heute viel zu selten !

Aktivitäten und Maßnahmen zur Förderung junger Menschen - und speziell gerade auch Aktivitäten zur Förderung von deren beruflicher Integration - hätten immer darauf zu zielen, dass diese in jedem Fall einen *Eigensinn* für die Jugendlichen haben. Sie müssen für sich und aus sich heraus Sinn machen - und nicht nur dann, wenn anschließende Übergänge in Arbeit oder Ausbildung gelingen. Und dieser Eigensinn muss auch das jeweilige *Herz* des Vorhabens sein, nicht in erster Linie bloß ein Motivierungstrick zum Fit-Machen für die Arbeitswelt - oder ein Nebeneffekt im Sinne von: "Irgendwie hat es mir ja auch was gebracht, auch wenn ich keine Arbeit gefunden habe!" Drittens kann dieser Eigensinn nicht irgendwo, sondern letztlich nur alltagsnah in den *eigenen* Lebenswelten realisiert werden - also weder dadurch, dass für die Schrottkiste gearbeitet wird oder Gebrauchswerte für den bloß privaten Gebrauch geschaffen werden, noch durch Arbeiten für den nützlichen Gebrauch irgendwo in fremden Welten (also etwa für das Schulcafe in einem ganz anderen Stadtteil).

5. Lebensweltorientierte Förderung beruflicher Integration

In diesem Sinne habe ich vor inzwischen über zehn Jahren das Konzept einer lebensweltorientierten (statt arbeitsmarktfixierten) Jugendberufshilfe vorgestellt. Seinerzeit floss dieses schnell in viele Diskussionen ein, wurde 1998 sogar in einer Grundsatzerklärung von dem inzwischen aufgelösten Trägerzusammenschluss in der Bundesarbeitsgemeinschaft Jugendsozialarbeit aufgegriffen. Die Hartz-Gesetze haben derartige und andere innovative Impulse dann allerdings erst einmal wieder aus den fachöffentlichen Diskussionen verdrängt. Erst in jüngster Zeit scheint sich das wieder zu ändern. Denn immer nachhaltiger wird jedenfalls in den damit beschäftigten Professionen darüber geklagt, dass es so nicht weiter gehen kann. Auch Ihr spannendes Sommerakademieprojekt ist sicherlich aus dieser Entwicklung entstanden.

Der Erfolg konventioneller arbeitsmarktfixierter Jugendberufshilfe steht und fällt immer mit den Vermittlungsquoten, heute noch viel unmittelbarer als früher. Lebensweltorientierte Jugend(berufs-)hilfe dagegen stellt das Streben nach vielfältigerer gesellschaftlicher *Teilhabe* in den Mittelpunkt – für das Arbeit sicherlich so wichtig ist wie nichts anderes, aber auch längst nicht alles. Gerade im eigenen Lebensumfeld lässt sich ganz vieles an Zugehörigkeit und Teilhabe, an sinnhaftem und befriedigendem Handeln, an

Anerkennung und Wertschätzung auch ganz anders erreichen als ausschließlich nur über Erwerbsarbeit. Das macht sie nicht verzichtbar, aber macht andererseits doch weniger davon abhängig. Schließlich sind die Schlüssel zu gesellschaftlicher Teilhabe ganz unterschiedlich, ob man in Erwerbsarbeit integriert ist oder nicht. Das will ich an drei Punkten verdeutlichen:

Schlüssel zu gesellschaftlicher Teilhabe

<i>Mit stabiler Erwerbsarbeit als Grundlage</i>	<i>Ohne stabile Erwerbsarbeit als Grundlage</i>
<p>Zugehörigkeit wird primär <i>strukturell</i> über den erreichten sozialen Status geschaffen</p> <p>Belohnung und Entlohnung erfolgen primär abstrakt durch Geld, durch Lohn</p> <p>Lebensentfaltung erfolgt primär durch jeweils (rollen-)spezifische Aktivitäten in <i>inselhaft</i> existierenden Lebensbereichen</p>	<p>Zugehörigkeit wird primär <i>erfahrungsgeprägt</i> über die <i>Qualität</i> sozialer Beziehungen im eigenen Umfeld geschaffen</p> <p>Belohnung und Entlohnung erfolgen primär durch personal vermittelte Anerkennung und Wertschätzung - und als Mix aus nichtmateriellen und materiellen Anteilen</p> <p>Lebensentfaltung erfolgt primär in <i>zusammenhängenden</i> und von personalen Beziehungsgeflechten getragenen Lebenswelten</p>

Statt das jetzt aber weiter theoretisch zu entfalten, will ich ihnen kurz eine Vision davon schildern, wie so etwas in der Praxis aussehen könnte – nicht als Rezept allerdings, sondern für Sie als Anregung und Impuls für Ihre eigene Suche nach geeigneteren Ansätzen:

Lebensweltorientierte Förderung beruflicher Integration

- Leitidee für ein Modellprojekt -

Stellen Sie sich einmal vor, ein Projekt zur Förderung der Berufsintegration junger Menschen wäre mal nicht irgendwo angesiedelt, sondern genau in dem Wohnquartier, aus dem alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer einer solchen Maßnahme kommen. Dort kennen sie sich aus und fühlen sich mehr oder weniger zu Hause.

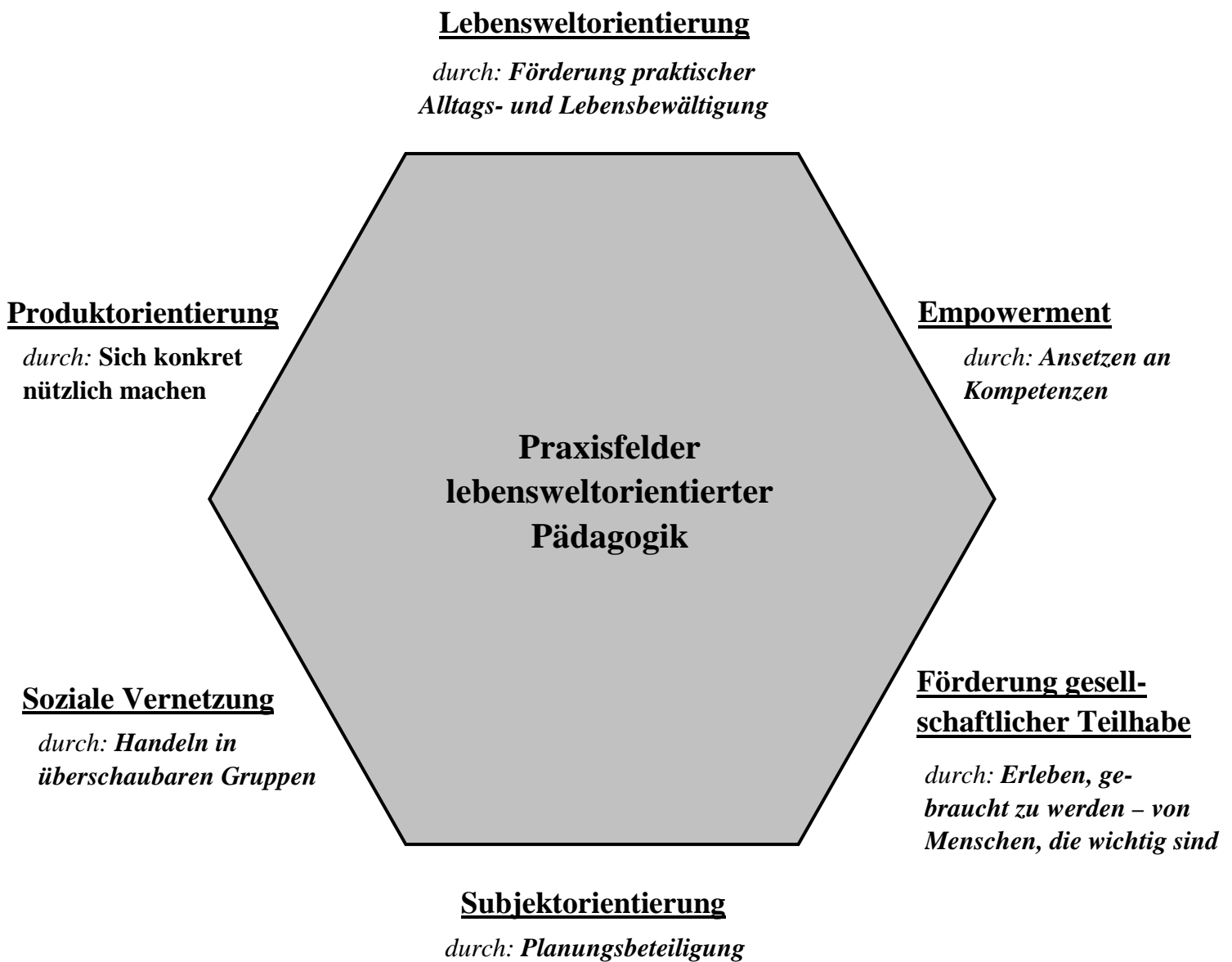
Und stellen sie sich weiter vor, Ziel eines solchen Projektes wäre es nicht, irgend etwas herzustellen, was *irgendwo* gebraucht wird, sondern etwas, was *genau dort* gebraucht wird, wo die Teilnehmenden auch selbst leben. Dazu würden die Jugendlichen zu Beginn der Maßnahme erst einmal zusammentragen, was sie sich zutrauen könnten, zur Verbesserung von Lebensqualität in ihrem eigenen Wohnquartier beizutragen. Und danach würden Sie andere Bewohnerinnen und Bewohner nach deren Wünschen befragen. Beides zusammen wäre dann erst die Basis für die nähere Planung des Vorhabens. Dieses würde mit Unterstützung entsprechender Fachkräfte geplant und angegangen, wobei die Fachkräfte auch darauf zu achten hätten, dass diese Jugendlichen nicht von außen instrumentalisiert werden. Es muss um *zusätzliche* Leistungen zur Verbesserung der Lebensqualität gehen, nicht um eine kostengünstigere Erledigung der Pflichtaufgaben anderer Stellen.

Solch ein Projekt würde nicht Defizite in den Mittelpunkt stellen, sondern ausgiebig danach forschen, welche Kompetenzen und Fähigkeiten die Jugendlichen bereits mitbringen, die in ihrem Wohnumfeld vielleicht sinnvoll gebraucht und eingesetzt werden könnten: Das sind dann längst nicht nur klassische handwerkliche Fähigkeiten, sondern vielleicht auch Fähigkeiten im Umgang mit technischen Geräten, vielleicht Organisationsfähigkeiten, vielleicht musikalische oder andere künstlerische Kompetenzen, vielleicht Kompetenzen der Konfliktbewältigung - oder vielleicht sogar Kompetenzen zur Verbesserung der Lebensqualität "Sicherheit".

In einem solchen Projekt könnten sich junge Menschen gleichzeitig wichtige Lebenstechniken für den Alltag aneignen und wichtige Kompetenzen für die Arbeitswelt einüben. Vor allem aber würden – und zwar relativ unabhängig von ungewissen Erfolgen auf dem Arbeitsmarkt - Erfahrungen konkreter Nützlichkeit, konkreten Gebrauchtwerdens aufgebaut. Der soziale Status, die

soziale Zugehörigkeit, das Selbstwertgefühl und die Persönlichkeit der Jugendlichen würde dadurch gestärkt - selbst, wenn es danach noch nicht klappt mit einem richtigen Job.

Systematisch ließe sich solch ein Projekt lebensweltorientierter – und nicht bloß arbeitsmarktfixierter – Förderung in Form eines Sechsecks darstellen, deren einzelne Seiten teils überhaupt nicht neu sind, deren Zusammenhang aber erst den formulierten Anspruch umsetzt:



Der Kerngedanke solch einer lebensweltorientierten Förderung beruflicher Integration liegt letztlich darin, dass sie - im Unterschied zu der vorherrschenden Praxis des Umgangs mit Arbeitsmarktrisiken – nicht nur in Sonntagsreden, sondern auch in der Praxis von einem *unveräußerlichen* Recht *aller* Menschen auf Lebensentfaltung und menschenwürdigem Leben ausgeht (und nicht nur all derer, die über Erwerbsarbeit abgesichert sind). Entsprechend sucht sie nach Wegen, diese Grundrechte unter *heutigen* Bedingungen *praktisch* zur Geltung zu bringen und zu entfalten, auch wenn etliche geltende Regelungen das gewiss nicht leicht machen.

Dazu wünsche ich Ihnen, gerade den Praktikerinnen und Praktikern unter Ihnen, viel Mut, Courage und produktive Phantasie.

Ihre Sommerakademie war und ist ein wirklich anregender und Mut machender Schritt in diese Richtung.

Literatur:

- Alheit, Peter/Glaß, Christian: Beschädigtes Leben. Soziale Biographien arbeitsloser Jugendlicher. Frankfurt 1986.
- Böhnisch, Lothar: Gespaltene Normalität. Lebensbewältigung und Sozialpädagogik an den Grenzen der Wohlfahrtsgesellschaft. Weinheim 1994.
- Galuske, Michael: Das Orientierungsdilemma. Jugendberufshilfe, sozialpädagogische Selbstvergewisserung und die modernisierte Arbeitsgesellschaft. Bielefeld 1993.
- Gorz, André: Wege ins Paradies. Berlin 1983.
- Krafeld, Franz Josef: Die überflüssige Jugend der Arbeitsgesellschaft. Eine Herausforderung an die Pädagogik. Opladen 2000.
- Krafeld, Franz Josef: Lebensweltorientierte Pädagogik in der Jugendhilfe. In: Jugend Beruf Gesellschaft, 52.Jg., H.1/2001a, S.20-25.
www.bagiaw.de/pub_jbg_1_2001/pub_jbg_1_2001.html
- Krafeld, Franz Josef: Jungen und junge Männer – Jungensozialarbeit. In: Handbuch Jugendsozialarbeit. Geschichte, Grundlagen, Konzepte, Handlungsfelder, Organisation. Hrsg.: Fülber, Paul/ Münchmeier, Richard. Münster 2001b, Bd. 1, S.559-570.
- Krafeld, Franz Josef: Noch immer: Arbeiten und die Familie ernähren? Berufs- und Lebensorientierung von Jungen als Thema und Aufgabe der Jugendsozialarbeit. In: "(K)ein Job - und was dann?" Berufliche und biographische Optionen junger Frauen und Männer. Ergebnisse und Handlungsempfehlungen des Fachtags am 27.11.2002 in Stuttgart. Hrsg.: Sammet, Ulrike/Neubauer, Gunter. Tübingen 2003, S.12-17.
www.radix.ch/d/data/data71.pdf
- Krafeld, Franz Josef: Lebensweltorientierte Jugend(berufs-)hilfe. Alternative zur aktivierenden Arbeitsmarktpolitik ohne Arbeit. In: sozialextra, 28.Jg., H.1/2004, S.20-24.
- Krafeld, Franz Josef: "Hartz" und die Folgen für die Wege ins Berufsleben. In: sozialextra, 29.Jg., H.2-3/2005, S.35-38. etwas ausführlicher:
www.proarbeit2004.de/krafeld.htm
- Lex, Tilly: Berufswege jugendlicher zwischen Integration und Ausgrenzung. Arbeitsweltbezogene Jugendsozialarbeit, Bd. 3. Hrsg. Deutsches Jugendinstitut München. München 1997.
- Schulen der zweiten Chance. (1998) Bekämpfung der Ausgrenzung durch allgemeine und berufliche Bildung. Hrsg. Europäische Kommission, Brüssel.